

Norbert Mette

Land – epochale Ein- und wegweisende Aufbrüche

Ein Interview mit Franz Hucht und Stephan Lange

**Zwei Diplom-Theologen,
im ländlichen Raum,
für Land und Menschen engagiert:**

**Wie sehen sie die Veränderungen
der letzten Jahrzehnte und wie
die Herausforderungen der Zukunft?**

**Als zentrale Aufgabe aktueller
Landpastoral erscheint ihnen u.a.
die Begleitung des sozialen Wandels.**

Ein Gespräch.

● *Norbert:* Wir sitzen hier im Landhaus am Heinberg zusammen, im durch und durch ländlich geprägten Ostwestfalen in der Nähe von Warburg gelegen. Grund unseres Treffens ist, dass ich es übernommen habe, den Leitartikel für das DIAKONIA-Heft über Land und Landpastoral zu schreiben, und bei der Vorbereitung merkte, dass ich als in der Stadt Lebender und Arbeitender dafür gar nicht kompetent bin. Also habe ich zwei alte Freunde und Experten aufgesucht, damit sie mir mit Rat und Tat zur Seite stehen. Stellt euch am besten selbst vor und vertratet dabei auch, was eure Bezüge zum ländlichen Raum und zur Landpastoral sind.

Stephan: Ich heiße Stephan Lange, bin Diplom-Theologe und lebe seit mehr als zehn Jahren

mit meiner Familie im Landhaus am Heinberg, einer kleinen selbstverwalteten Bildungsstätte, die aus einer Initiative von Theologiestudierenden hervorgegangen ist. Wir haben einen gemeinnützigen Verein gegründet, der das Projekt trägt und als »Nebenerwerbsbildungsstätte« mit immerhin fast 3000 Übernachtungen im Jahr betreibt. Mit einer halben Stelle bin ich Geschäftsführer des Diözesan-Pastoralrats im Erzbistum Paderborn und mit einer Viertelstelle Referent in dieser ländlich geprägten Seelsorge-region Hochstift Paderborn. Den Rest der Zeit widme ich der Bildungsarbeit hier im Landhaus.

Franz: Auch ich bin Diplom-Theologe und beruflich mit einer halben Stelle in der Dokumentationsstelle für kirchliche Jugendarbeit des BDKJ im Jugendhaus Hardehausen tätig. Meine Frau ist ebenfalls mit einer halben Stelle als Gemeindereferentin tätig in einem in der Nähe gelegenen Pfarrverbund von vier Dörfern. Auf diese Weise teilen wir uns die Familienarbeit und arbeiten nebenbei im Landhaus mit. Ich muss sagen, dass ich ausgesprochen gern in dieser ländlichen Umgebung hier wohne und lebe. Um uns herum ist ein Naturschutzgebiet, ein außerordentlich reizvolles Kleinod – abgelegen von Dorf und Stadt gleichermaßen.

Stephan: Durch unsere Tätigkeit hier im Landhaus ergeben sich für uns viele Bezüge zum ländlichen Leben. Wir bekommen sehr viel von den Nöten und Sorgen, aber auch Freuden und Sehnsüchten der Menschen in unserer Umgebung mit. Ich möchte das nicht mehr missen.

Franz: Unser normaler Alltag ist in gewisser Weise typisch für das Leben im ländlichen Raum. Wir sind mobil, auf das Auto angewiesen, um zur Arbeit zu fahren, Besorgungen zu machen, demnächst unsere Kinder zum Kindergarten oder zur Schule zu bringen.

Strukturwandel

● *Norbert:* Franz, von Dir weiß ich, dass Du seit Kindheit mit Land und Landwirtschaft zu tun gehabt hast. Wie erlebst Du die Veränderungen, die sich hier abgespielt haben?

Franz: Ich habe immer direkt mit Landwirtschaft zu tun gehabt. Obwohl ich nicht direkt auf einem Bauernhof groß geworden bin, habe ich schon als Junge regelmäßig meine Ferien auf dem Bauernhof meiner Verwandten verbracht und bin in alle dort anfallenden Arbeiten hineingewachsen – bis in die Zeit meines Studiums hinein, in der ich in den Ferien immer als Mähdrescherfahrer gejobt habe. Sofern es mir die Zeit erlaubt, helfe ich auch weiterhin bei der Ernte mit. Den Strukturwandel auf dem Land habe ich von daher hautnah miterlebt. Mein Onkel war Landwirt auf dem Hof, den er von meinem Großvater übernommen hatte, einem Hof von 50 Morgen, einer damals durchaus gängigen Größe. In den 70er-Jahren war er dann gezwungen, in den Nebenerwerb umzusatteln, und schaffte die Kühe ab. Zehn Jahre später musste mein Cousin, der einen Hof von 100 Morgen hatte, ebenfalls hauptberuflich anderswo tätig werden und alle Tiere abschaffen, konnte seinen

Hof nur noch nebenher bewirtschaften. Seitdem hat sich das immer weiter verschärft. Mittlerweile sind Höfe mit 200 Morgen klein, selbst in einer so fruchtbaren Gegend wie hier in der Warburger Börde. Wie tiefgreifend der Strukturwandel ist, wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass in meiner Generation die überkommene Generationenfolge, in der der Hof als Grundlage für die Existenz einer Familie von einer Generation zur nächsten weitervererbt worden ist, schlicht und einfach abgebrochen ist. Der Kampf ums Überleben in der Landwirtschaft ist knochenhart geworden. Nur wenige bleiben übrig.

Stephan: Zwar muss man sagen, dass dieser landwirtschaftliche Strukturwandel einigermaßen sozialverträglich abläuft. Der alte Bauer geht normalerweise in Rente. Das Land wird verpachtet. Die Erben suchen sich andere Erwerbstätigkeiten und finden sie in der Regel auch.

»Die Bauern sterben stillschweigend aus.«

Die Bauern sterben also stillschweigend aus. Die, die in der Landwirtschaft bleiben, müssen sich abrackern, um annähernd so zu leben, wie es der Durchschnittsbürger kann, oder sich auf eine immer stärker industrialisierte landwirtschaftliche Produktion – eingebunden in den Weltmarkt – einlassen.

Franz: Verschärfend kommt hinzu, dass die Landwirtschaft aus den Dörfern aussiedelt; neue Höfe werden gewissermaßen inmitten der Felder errichtet – mit erheblichen Folgen für die Betroffenen. Im traditionellen dörflichen Zusammenleben tauchen die Bauern immer weniger auf. Sie werden immer weniger und sie sind weit weg vom dörflichen Leben oder haben einfach auch keine Zeit dafür. Allerdings – in der Regel bleibt das unthematisiert.

Dörfliches Milieu

● *Norbert:* Wie stellt sich denn das Land dann überhaupt als Lebensraum dar? In den Dörfern verweisen immer mehr die Bauernhöfe. Gibt es trotzdem noch so etwas wie ein dörfliches Milieu – mit all den hellen und dunklen Seiten, die es vormals hatte?

Stephan: Das alte Dorf gibt es in der Tat nach meinen Beobachtungen nicht mehr. Für die meisten Bewohner ist diese Region hier gleichsam der Wohnort, an dem sie leben, wenn sie nicht in Kassel oder in Paderborn arbeiten. Es gibt auch ein paar mittelständische Unternehmen, die einigen eine Erwerbstätigkeit in der Nähe ermöglichen.

Norbert: Was aber hält dann die Leute hier? Warum ziehen immer mehr sogar bewusst in die ländliche Region? Was macht den Reiz hier zu leben aus?

Franz: Da ist einmal das Gefühl zu nennen, in der Natur, in frischer Luft, in abwechslungsreicher Umgebung leben zu können; das findet einen großen Zuspruch. Außerdem – die dörfliche Gemeinschaft ist nicht völlig verschwunden. Sie hat sich gewandelt: Zu traditionellen Formen sind neue, teils städtisch geprägte hinzugekommen. Für viele gibt es gerade mit ihrem Dorf – in dem sie geboren und aufgewachsen sind – weiterhin eine ungemein große Identifikation. Am

»Für viele gibt es mit ihrem Dorf weiterhin eine ungemein große Identifikation.«

dörflichen Leben werden immer noch die höheren sozialen Kontakte geschätzt. Nicht zufällig spielt das Vereinsleben eine große Rolle.

Stephan: Übrigens, auch in der Landwirtschaft selbst gibt es – wenn auch eher verhalten – Umorientierungen und Gegenbewe-

gungen. Ich denke vor allem an die alternative Landwirtschaft, an die Biohöfe, regionale Produkte u. Ä. Hier kommt es auch zu einer Rückbesinnung auf die verloren gegangenen bäuerlichen Werte und Lebensformen.

Norbert: Wie sieht es denn heute mit der sozialen Kontrolle auf dem Dorf aus, die früher doch sehr hoch war?

Franz: Sicherlich gibt es so etwas noch; aber in der Bedeutung ist es doch erheblich zurückgegangen. Das Leben ist auch hier in vielerlei Hinsicht privater geworden. Von daher können unterschiedliche Lebensweisen durchaus nebeneinander existieren und werden toleriert.

Stephan: Ein Faktor dabei ist auch die hohe Mobilität, die sich ja nicht nur auf den Arbeits- und Einkaufsbereich erstreckt, sondern auch die Freizeit prägt. Man lebt einfach nicht mehr so dicht zusammen; man kann sich dem auch immer wieder entziehen. Umso lieber kommt man dann etwa zum Schützenfest, auf dem man sich mit allen möglichen Leuten unterhalten kann.

Faktor Fremdheit

● *Norbert:* Wie stark kommt der Faktor »Fremdheit« ins Land hinein? Wenn das eine Rolle spielt, wie geht man damit um?

Stephan: Wir sind in dieser Umgebung nicht nur zu einer multikulturellen, sondern auch zu einer multireligiösen Gesellschaft geworden. In unmittelbarer Nähe haben wir zwei Bischofssitze, nämlich die von der koptischen und der syrisch-orthodoxen Kirche. Dazu kommen Baptisten und Mennoniten, die neue Gotteshäuser gebaut haben. Allerdings muss man sagen, dass die einen von den anderen in der Regel nur wenig Notiz nehmen; teilweise schotten sie sich bewusst nach außen ab.

Franz: In der Tat – auch mit Blick auf die »Einheimischen« muss man feststellen, dass sie sich mit dem Faktor »Fremdheit« schwer tun, dass es vielfach zu Reibungen und Konflikten kommt. Die Angst, überfremdet zu werden, wird gelegentlich sogar offen ausgesprochen. Ich meine, dass dies eine große Herausforderung für die Pastoral darstellt. Es geht darum, dass die Menschen lernen, mit dieser Fremdheit konstruktiv umzugehen, dass sie Veränderungen und Wandel wahrnehmen und darüber zu neuen Formendörflichen Zusammenlebens finden, wo sich Traditionelles und Modernes miteinander verbindet.

Norbert: Bevor wir auf die Kirche im Dorf zu sprechen kommen, möchte ich doch noch eine Frage stellen: Welche Rolle spielen hier die Medien?

Stephan: Wenn man sich anschaut, wie die vor dem nächsten Dorf gelegene Videothek von der Bevölkerung in Anspruch genommen wird, muss man sagen: Sie spielen wohl eine erhebliche Rolle und haben mehr Veränderungen zur Folge, als man auf den ersten Blick wahrnimmt.

Kirche im Dorf

● *Norbert:* Nun zu dem anderen Thema: Steht die Kirche noch mitten im Dorf?

Franz: Mit Blick auf die dörfliche Identifikation und Identität würde ich sagen: Ja, die Kirche steht weiterhin mitten im Dorf. Allerdings – vom Ortsbild her gesehen, das sich etwa um Neubausiedlungen erweitert hat – steht sie faktisch vielfach nicht mehr mitten im Dorf, sondern eher – wie das alte Dorf insgesamt – am Rande.

Stephan: Etwas anderes ist natürlich der Stellenwert, den das Kirchliche oder Religiöse im ländlichen Leben einnimmt. Hier gibt es massi-

ve Veränderungen – angefangen bereits beim regelmäßigen Gottesdienstbesuch, der hier nur knapp über dem bundesweiten Durchschnitt von 17 Prozent liegt. Entkirchlichungstendenzen

»Entkirchlichungstendenzen sind auch im ländlichen Raum zu verzeichnen.«

sind also auch im ländlichen Raum zu verzeichnen. Zurzeit stecken wir im Prozess der Umstrukturierung der Pastoral auf dem Land, was konkret heißt, dass die einzelnen Dorfgemeinden stärker untereinander kooperieren und sich zu Pastoralverbänden zusammenschließen sollen. Dabei zeigt sich jetzt, wie viel Energie eingesetzt wird, dass der Pfarrer und damit die Sonntagsmesse in der eigenen Kirche bleiben – durch und durch geprägt vom traditionellen Kirchenbild.

Norbert: Heißt das, dass sich die Leute neuen seelsorglichen Konzepten und Planungen gegenüber verweigern?

Stephan: Nein, so generell kann man das nicht sagen. Die Leute spüren sehr wohl, dass sie sich in einer Übergangsphase zwischen dem Nicht-mehr und Noch-nicht befinden. Sie merken, dass es mit dem Glauben, so wie sie ihn vermittelt bekommen haben, einfach nicht mehr weitergeht, dass es ihnen immer weniger gelingt, ihre eigenen Kinder und Enkel für Glauben und Kirche zu motivieren. Angesichts dieser mehr oder weniger krass erlebten Traditionsabbrüche gibt es eine große Ratlosigkeit.

Franz: Aber genau von daher ergibt sich durchaus die Bereitschaft, sich auf die neue Situation einzulassen – vor allem bei Frauen, aber nicht nur. Die Laien spüren, dass sie sich stärker engagieren müssen, wenn so etwas wie Gemeinde erhalten bleiben oder gebildet werden soll. Und dafür setzen sich nicht wenige ein – bis

hin zur Teilnahme an entsprechenden Qualifizierungskursen (Leitung von Wortgottesdiensten, Totengebeten, Maiandachten etc.), an denen eine große Nachfrage in unserer Region be-

»Die Laien spüren, dass sie sich stärker engagieren müssen.«

steht. Allerdings kommt es hier seitens der traditionellen Gemeindeglieder nicht selten zu massiven Akzeptanzproblemen für Laien, die sich so engagieren möchten.

Zukunftsbezogene Landpastoral

● *Norbert:* Welche Schwerpunkte zeichnen sich für eine zukunftsbezogene Landpastoral ab?

Stephan: Da gilt es zunächst einmal, die Leute in den sich vollziehenden religiös-kirchlichen Umbrüchen zu begleiten, ihnen zur Seite zu stehen und zu helfen, neue Formen etwa des Gottesdienstes etc. zu finden, sich in ihre Eigenverantwortung einzuüben usw. Das kann mithilfe der neuen Pastoralteams, in denen die traditionellen Rollenzuweisungen zwischen den einzelnen kirchlichen Diensten aufgebrochen werden, ganz gut gelingen. In den traditionellen Seelsorgefeldern wie etwa Erstkommunion- oder Firmvorbereitung, Kindergartenarbeit etc. ist einiges Positives in Gang gekommen.

Franz: Wo allerdings eine Fehlanzeige zu machen ist, ist der ganze Bereich des sozialen Strukturwandels. Er spielt bislang im kirchlichen und pastoralen Bewusstsein so gut wie keine Rolle. Die innerkirchlichen Umbrüche scheinen zurzeit alle zur Verfügung stehenden Kräfte zu absorbieren. Die Hauptsorge der Leute richtet sich darauf, dass sie ihren Seelsorger – das kann problemlos ein Laie, also auch eine Seelsorgerin sein – in ihrer Nähe behalten, dass er oder sie an ih-

rer konkreten Lebenswelt teilhat und Ansprechpartner oder -partnerin ist. Es ist ein großer Bedarf an Seelsorge in den vielfältigen individuellen Notfällen da.

Stephan: Anders sieht es mit den – wenn man so will – sozialen Notfällen aus, etwa den Problemen, um die der Prozess der lokalen Agenda 21 kreist, oder den Fragen der eigenständigen Regionalentwicklung. In diesen Bereichen gibt es engagierte Gruppen. Aber diesbezügliche Erwartungen an eine kirchliche Beteiligung gibt es nicht; hier gilt offensichtlich Kirche als nicht zuständig, weil nicht kompetent. Und in der Tat, die Kirchengemeinden haben diese ihnen mögliche und notwendige Lebensraumorientierung

»mögliche und notwendige Lebensraumorientierung«

für sich noch längst nicht entdeckt; in Pfarrgemeindefrägen beispielsweise kommt dieses Thema nicht vor.

Norbert: Was trägt ihr denn vom Landhaus dazu bei, dass solche Themen in die Pastoral hineinkommen?

Stephan: Das ist uns sehr wichtig. Wir versuchen zum Beispiel immer wieder Gesprächskreise, Foren zu solchen Themen einzurichten und mit den engagierten Gruppen in Verbindung zu kommen, Brücken zu bauen zwischen ihnen und dem kirchlichen Bereich.

Franz: Wie wichtig es ist, in der Bewusstseinsbildung voranzukommen, lässt sich etwa am Thema »Natur« aufzeigen. Sie ist den hier lebenden Menschen sehr wichtig, sie wird sogar als regionales Gut aufgegriffen, mit dem öffentlich geworben wird. Doch was passiert eigentlich mit der Natur im Zusammenhang mit der industrialisierten Landwirtschaft, der auch sonst immer stärker industrialisierten Umgebung – auch auf dem Land? Zum Beispiel die neue Gen-

technologie: Ein Landwirt kommt künftig kaum noch darum herum sie einzusetzen, wenn er konkurrenzfähig bleiben will. Was hat das für Konsequenzen für unser Verständnis von Natur, ja von Schöpfung und für den Umgang mit ihr? Zum Beispiel Artensterben: Was heißt das Sich-Kümmern um Nachhaltigkeit praktisch in der modernen Landwirtschaft? Solchen Fragen können sich die Kirchengemeinden nicht entziehen.

Stephan: Und sie hätten ja durchaus die Chance, sie zu thematisieren, vielleicht auch anders zu thematisieren, als es vielfach der Fall ist, wenn die gängigen politischen Klischeemuster – zwischen »grün« und »schwarz« – über sie gepackt werden und es so zu Frontstellungen kommt, die überhaupt nicht weiterhelfen.

Franz: Eine ganz enge Verbindung ergibt sich, wenn man einmal über den Zusammenhang von Religion und Land nachdenkt. Land ist ja eigentlich eine genuin religiöse Größe – angefangen bei seinen Transzendenzbezügen, die sich von dem täglichen Umgang mit der Natur her ergeben, bis hin zur Bedeutung, die das Land etwa im Alten Testament auch für ein Volk, eine Gemeinschaft einnimmt. Wenn das so gesehen wird, dann müsste es doch gelingen, etwa die alenthalben noch praktizierten christentümlichen Brauchtumsformen in den Dörfern so zu gestalten, dass in ihnen etwas von den brennenden ak-

tuellen Problemen vorkommt. Was heißt es heute etwa, um eine gute Ernte zu bitten, wenn die Existenz des Landwirtes weniger von ihr abhängig ist als vielmehr davon, dass er es versteht, die ihm zustehenden Subventionen einzuholen, Schreibtischarbeit also wichtiger ist als die wirkliche Bebauung des Landes? Wie kann so etwas in Symbolen und Riten ausgedrückt werden, dass es für die Betroffenen hilfreich wirkt? Es kann doch nicht sein, dass etwa Bittprozessionen oder

»neue lebensgestaltende religiöse Formen, die nicht an der Wirklichkeit vorbeigehen«

andere religiöse Brauchtumsformen nur noch durchgeführt werden, weil sie auch ein irgendwie religiös geartetes, aber letztlich nostalgisierend-rückwärts gewandtes Heimatgefühl befriedigen. Dann wird man irgendwann entdecken, wie man auch diese Heimat wie den Boden unter den Füßen preisgegeben hat, wenn sich die nachfolgenden Generationen schließlich nicht mehr dafür interessieren. Es kommt schon darauf an, dass wir neue lebensgestaltende religiöse Formen ausbilden, die nicht an der Wirklichkeit vorbeigehen. Sonst werden die Dörfer und mit ihnen ihre Kirchen demnächst im Museum zu besichtigen sein.